

Der Dichter in Zeiten der Wirren

Autor(en): **Helbling, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geistig einen Politiker, der immer für Evolutionen, nie für Revolutionen, das heißt für den Fortschritt jeder Gedankenfreiheit, doch mit den Mitteln des Gedankens eintritt. Man findet ferner einen Politiker, der gegen schwache Legitime, für starke Emporkömmlinge, also für die Auswahl und Herrschaft der Besten aus dem Volke wirbt. Man findet einen Volksfreund, der gegen Glanz und Verschwendung einzelner Reicher, für den Ausgleich Aller; einen Völkerfreund, der gegen Krieg und Nationalismus, für den Bund aller Völker kämpft.

Ausgleich der Klassen und Ausgleich der Rassen: diesen beiden politischen Idealen unserer Zeit galt Goethes Bestreben.

ASCONA

EMIL LUDWIG



DER DICHTER IN ZEITEN DER WIRREN

Ein deutscher Dichter, mit Namen von lauterstem Klang, ein Dichter voll Zucht und Würde, von priesterlicher Feierlichkeit umhüllt, erhebt seine Stimme und spricht zum Volke. Es ist die Stimme Stefan Georges, der in dieser schwersten Stunde Deutschlands der Verkettung mit dem Schicksal seiner Nation nachtastet und über die Sendung des Dichters im Gewühl aller Mächte sinnt. Ungebrochene Zusammengehörigkeit schien bewusst zu werden, dergestalt, dass George ¹⁾ *Drei Gesänge* sang, die dem heutigen Geschlecht des Sängers Sein und Suchen künden wollen.

Bedarf es wirklich kunstvoller Verse, die Stellung des Dichters abzustecken, wenn das Gleichmaß im Fluss der Zeiten für die Allgemeinheit gestört wird und jeder Einzelne seine Position untergraben und in irgendeiner Richtung verschoben fühlt? Eine Umformung der dichterischen Aufgabe dürfte Selbstverständlichkeit werden, da alle Welt, mit Willen oder hilflos fortgerissen, der großen Umwälzung keinen Widerstand zu bieten hat. George sieht die Dinge mit den Augen des Weltabgewandten, für den der Dichter von jeher ein Außensteher war.

¹⁾ Bei Georg Bondi, Berlin 1921.

„Der Dichter heißt im stillern gang der zeit
Beflügelt kind das holde träume tönt
Und schönheit bringt ins tätige getrieb.“

Der Schönheitspender George darf sich freilich rühmen, nie untergetaucht zu sein im Getriebe, sondern seiner hehren Kunst weit weg vom Treiben der Zeit geopfert zu haben. Alle seine Jünger, die in den *Blättern für die Kunst* der Zeitlosigkeit der Poesie, also einem Unwirklichen und Nur-Geistigen Wort und Wert gaben, türmten die Mauer gegen das Außen, das heranbrandete, höher. Etwas wie ein Kultus wurde großgezogen zur Weihe des reinen Geistes, und das Verhältnis zur Allgemeinheit, man möchte sagen zum Volk, ist Verachtung jedes Gewöhnlichen, des Lauten und Unvornehmen, ist zurückhaltendstes Aristokratentum.

Damals, um die Jahrhundertwende, im literarischen Gezänk mit der wirklichkeitshungrigen Richtung der Naturalisten, wies George mit kühler Bewegung den Vorwurf zurück, dass man ihn den „salbentrunknen Prinzen“ nenne, der „sanft geschaukelt seine Takte zähle in blasser erdenferner Festlichkeit“. War das zum guten Teil Literatur, so steht heute mehr in Frage. George tritt aus seiner Isolation heraus, steigt herab, und mit sakraler Gebärde öffnet er den Prophetenmantel. Denn als Prophetentum deutet er nunmehr das Amt des Dichters, der verhört wird, wenn das Schicksal mit lauten Hammerschlägen pocht.

„Wenn alle blindheit schlug, er einzig seher
Enthüllt umsonst die nahe not.“

Man denkt mit leicht katzenjämmerlichen Gefühlen an die Literatur des Krieges. Was war und was blieb? Von all denen, die einmal einen Fanfarenstoß wagten, rauscht im Ohr nur noch Fritz von Unruhs Stärke, die seinem Ethos entstammt. Und George und sein Kreis?

„Der Sänger aber sorgt in trauer-läuften
Dass nicht das mark verfault, der keim erstickt
Er schürt die heilige glut die über-springt
Und sich die leiber formt, er holt aus büchern
Der ahnen die verheißung...“

Das ist Georges Glaube, aber keine Tat. Das ist ein beinahe zur Passivität verdammtes Ansiehhalten, die unvermeidliche Folge jener Zurückgezogenheit, die zwar die Gloriole um die geistige Kunst zaubert, aber alles Ungeistige, Vulgäre, alle Politik ins Dunkel

verscheucht. Georges gänzlich unpolitisches Aristokratentum weist seine unfruchtbare Kehrseite: die Unberedtheit in Dingen der großen, den Tag bewegenden Ereignisse.

Politik nämlich, selbst wenn sie nach einem Geistigen strebt und beispielshalber, in Augenblicken der Verzweiflung, über dem unfassbaren, im Tiefen ruhenden Wesen der Nation träumt — Politik bleibt ein Teil des Lebens der Masse. Darf man hier nicht an der Berechtigung Georges zweifeln, gerade *sein* Dichtertum als Exponenten eines Allgemeingefühls aufzustellen? Seltsam klingt der Mahnruf zur Einmütigkeit und die folgende Prophezeiung:

„Der blassest blaue schein aus wolkenfinster
Bricht auf die Heutigen erst herein wenn alles
Was eine sprache spricht die hand sich reicht
Um sich zu wappnen wider den verderb —.“

Seltsam zu hören von Stefan George. Was ist denn dieses „alles“? Gehört George dazu, dessen ganzes Werk als ein Angebinde für die Wenigen und Auserwählten gedacht ist? Jener Dichter, dessen Wort Widerhall flatternder Klänge in den Seelen von Tausenden ist; jener Dichter, dessen Schaffen die Stummheit der Nation löst — der darf Sprecher und Fürsprecher eben dieser sein, unter deren schwerer Zunge der Drang nach Ausdruck erwürgt wird. Auch wenn George fernab allein „das ganze Elend und die ganze Schmach“ fühlt, so ist er doch kein Dichter des Volkes, womit der Stellvertreter im Worte gemeint ist der vielen innerlich Gepeinigten. Ja man muss, von der Einfriedung der Georgeschen Kunst aus gesehen, das unerwartete Gelüst des Dichters, mitzutun und sich in die Welle des Massenschreis zu stürzen, als Profanation des Geistes empfinden, die das Gesetz der eigenen Tafeln beleidigt. Nein, George darf sich nicht unter das Volk mischen, dessen Sprache er nicht spricht und das instinktiv dem feierlichen Manne misstrauen wird, wohl fühlend, dass er einer andern Sphäre, um nicht zu sagen einer andern Klasse zugehört. Denn, um die Gewissensfrage zu stellen, ist für George, den Aristokraten im Geiste, dies Volk, diese platte Vielheit, diese nüancenlose Masse nicht doch bloß der verächtliche Block vollkommener Ungeistigkeit — Plebs? Der politischen Geste Georges mangelt der Schwung. Im Innersten bleibt er dem Volke gegenüber steif, kühl und kalt.

Den Dichter George muss selbst in Zeiten der Wirren die

hohe Einsamkeit umschließen, die sein Schicksal und sein Wille ist. Wäre es auch nur, um das George-Buch Friedrich Gundolfs nicht zu enttäuschen! Wurde aber auch George jede Gemeinsamkeit mit dem Volke abgesprochen, so ist ihm doch zu glauben, dass auch an ihm der Weltensturm gerüttelt hat. Im ersten Gesang „An die Toten“ weissagt er den kommenden Sturm, wenn das gegenwärtige Geschlecht von Schande gereinigt ist, der Toten Zurückkunft die Erinnerung an Kür und Sende des Volkes aufweckt.

„... dann heben sich hände
Und münder ertönen zum preise der würde
Dann flattert im frühwind mit wahrhaftem zeichen
Die königsstandarte und grüßt sich verneigend
Die Hehren, die Helden!“

Das ist, ohne Zweifel, Politik. Ist eine Politik des Glaubens an die Genesung Deutschlands, an die man nicht rühren darf, wenn nicht — —. Aber es ist nebenbei eine Politik monarchischer Gesinnung und nahe verwandt mit dem Gedanken der Revanche. Den „Hunger nach Ehre“ zu stillen, posaunt George die Toten aus dem Grabe zum Gericht über die lebende Generation. Ob es ihm die Toten, ob es ihm die Lebendigen danken? Wenn George um das mangelnde Nationalgefühl und Nationalbewusstsein der Deutschen weiß und diese Tatsache beklagt, dann muss sein Mahnwort doch erst einer Verinnerlichung gelten, und der Glaube an schlummernde Kräfte darf nicht gleich den Wunsch nach ihrer kriegerischen Betätigung locken. Aufschwung und Erstarkung werden den Charakter des Nationalen, nicht des Nationalistischen tragen, was eine Partei und zwar eine sehr ungelehrige Partei bedeuten würde. Des Dichters Auge sieht bereits ein jung Geschlecht heranwachsen, das wieder Mensch und Ding mit rechten Maßen misst und den Mann gebiert, der wiederum Herr sein wird.

„... er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner
Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots seiner treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.“

„Völkisch“ — — ein für George sehr merkwürdiges Wort und, ganz allgemein, wie zu bemerken ist, ein in Deutschland etwas suspektes Wort. Denn es bedeutet eben „nationalistisch“, also etwas sehr Enges, etwas Unversöhnliches und fast Anrühiges, weil völker-

feindlicher Trotz in ihm knarrt und Hass darin mottet. So dass man eher wünscht, dass über dem deutschen Volk der Gesang des Dichters ungehört verklingt, der unvolkhaft dem Völkischen seine Leier borgt.

Vielleicht ist Georges in seiner Haltung unangenehmes politisches Glaubensbekenntnis zurückzuführen auf die leider nur allzu berechnete bange Sorge um deutsche Kultur. Höchste Güter sind gefährdet durch Niederlage und Niedergang. Sie zu schützen und zu retten, warnt George die Lauen und Gleichgültigen. Die Umgestaltung des Heute darf die Errungenschaften des Gestern nicht bespeien. Georges Konservativismus, worunter nicht Stillstand und Rückschritt, sondern *Kulturerhaltung* verstanden ist, hat Berechtigung, da mit der völligen Preisgabe früherer Ideale und Werte sein eigenes Werk auf dem Spiele steht, und weil er ohne die Präntion der Zukunftschau ist. Ins Politische gewendet: der Zusammenbruch erlaubt nicht die Schmähung alles dessen, was vorher gut und wahr erschienen. Versöhnend wirkt der milde Zuspruch Georges im dritten Gesang „Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg.“ (Es heißt, im *ersten* Weltkrieg!) Der kam aus dem Kriege heim und hatte den Schatz wichtigster Jahre vergeudet.

„Du aber tu es nicht gleich unbedachtsamem schwarm
Der was er gestern bejauchzt heute zum kehricht bestimmt
Der einen markstein zerhaut dran er strauchelnd sich stieß...“

Güte vergoldet Mahnung und Trost, der auch ein Trost sein darf für manchen aus seiner Bahn Gerissenen. Diese Milde in der Empfindung aller grausamen Härte verklärt den Dichter, wenn er über den Einzelnen, den Freund sich beugt. Sie kann auch eine Nation verklären, die, des Elends und vieler ungerechter Pein bewusst, sich auf ihr Wesen besinnt. Der Weg zur Einkehr öffnet sich. Ihn soll der Dichter in Zeiten der Wirren betreuen. Stefan George verkannte sein Amt, da er, sich selbst und seine Kunst verratend, Bewusstsein nationaler Sendung mit völkischem Hochmut verwechselte. Er bleibt es sich und der deutschen Kultur schuldig, sein Werk im hohen Sinne seines unpolitischen Geistes fortzuführen.

ERLENBACH (ZÜRICH)

CARL HELBLING

